

## Der Kaufmann und die Schlange

Es lebte einst ein kluger alter Kaufmann in Marrakesch. Er hatte einen Sohn namens Hamid. Seine Augen blickten mit Vaterstolz auf ihn, denn Hamid war ein freundlicher Junge mit stets wachen Augen für das Geschäft seines Vaters und offenen Ohren für dessen weise Lehren. Er wuchs zu einem klugen und schönen jungen Mann heran und wurde wie sein Vater ein ehrbarer Kaufmann. Der alte Yussuf sah dies mit Freude, denn er wusste, dass er eines Tages seine Geschäfte beruhigt in die Hände seines Sohnes legen konnte.

Nachdem Hamid seine Lehre bei seinem Vater abgeschlossen hatte und auf seinen Handelsreisen viel von der Welt gesehen hatte, entschloss er sich, zu heiraten. Sein Auge war auf die wunderschöne Subeida gefallen, die Tochter eines befreundeten Gewürzhändlers in der Innenstadt, der Medina, von Marrakesch. Auch Subeida war ihm in Liebe zugeneigt. Wenn Hamid mit seinem Vater zu Besuch kam, kleidete sie sich stets in ihre schönsten Gewänder und bereitete die köstlichsten Speisen, um ihm zu gefallen. Da die beiden Väter in alter Freundschaft verbunden waren, war die Hochzeit von Subeida und Hamid bald beschlossene Sache.

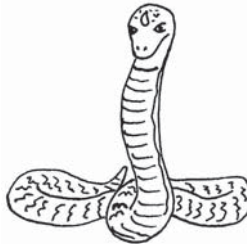
Mit großer Ungeduld erwartete das junge Paar seinen Hochzeitstag. Sie gingen oft miteinander spazieren und malten sich ihr künftiges Leben in den schillerndsten Farben aus.

Am Tag vor ihrer Hochzeit gingen sie gemeinsam auf den Djemaa el-Fna, einem großen Platz in Marrakesch, um die Gaukler und Geschichtenerzähler zu sehen. Dabei kamen sie an einem alten runzeligen Schlangenbeschwörer vorbei, der mit der Melodie seiner Flöte eine Schlange zum Tanzen brachte. Seine gelben Augen waren gierig auf Subeida gerichtet. Subeida versetzten seine Blicke in Schrecken, und ängstlich bedeckte sie ihr Gesicht. Hamid zog Subeida sicher an sich und beschimpfte den Gaukler: »Wende deinen Blick ab von meiner Braut und achte lieber auf deine

Schlange, du Elender!«

Doch der Alte grinste nur. Wütend gingen Hamid und Subeida weiter. Subeida konnte sich lange nicht beruhigen, so stechend waren die Augen des Schlangenbeschwörers gewesen. Hamid versuchte sie abzulenken und ihre Gedanken auf dem morgigen Tag, ihrer Hochzeit, zu richten. Das heiterte sie wieder auf, und sie verabschiedeten sich mit Vorfreude im Herzen.

In der Nacht träumte Hamid, dass eine grüne Schlange mit einem weißen Fleck auf der Stirn zu ihm ans Bett gekrochen kam. Erschrocken starrte er sie an, denn er wusste nicht, ob sie giftig war. Doch die Schlange sprach zu ihm:



»Liebster, ich will dir nichts tun. Ich bin es, Subeida. Mir ist ein großes Unglück widerfahren. Ich weiß nicht, wie es geschah, doch als ich erwachte, fand ich mich in der Gestalt einer Schlange wieder. Ich habe solche Angst. Ach liebster Hamid, so hilf mir!«

Hamid traute seinen Augen und Ohren nicht. Da vernahm er in der Ferne eine Melodie, wie sie die Schlangenbeschwörer spielen, und die Schlange begann sich zurückzuziehen.

»Oh Hamid, ich weiß nicht, was mit mir ist. Ich spüre, dass ich gehen muss. Hilf mir, Hamid!« und mit diesen Worten verschwand die grüne Schlange. Hamid sprang ihr hinterher, aber es war zu spät. Sie war nirgends mehr zu finden.

Als Hamid am nächsten Morgen erwachte, glaubte er geträumt zu haben. Fröhlich kleidete er sich für die Hochzeit an. Er versuchte jedenfalls fröhlich zu sein. Doch eine dunkle Vorahnung legte sich auf sein Herz.

Als Subeida nicht zur Hochzeit erschien und sie nirgendwo zu finden war, wusste Hamid, dass es kein Traum gewesen war. In rasender Angst um Subeida rannte er zum Djemaa el-Fna auf der Suche nach dem alten Schlangenbeschwörer. Aber er konnte ihn nicht finden. Er befragte die Menschen auf dem Platz. Niemand wollte jemals solch einen Schlangenbeschwörer gesehen haben oder eine grüne Schlange mit einem weißem Fleck auf der Stirn. Hamid war verzweifelt. Wo sollte er noch suchen?

In tiefer Trauer kehrte er nach Hause zurück, immer in Gedanken an seine geliebte Subeida. Er begann sich selbst Vorwürfe zu machen. Warum hatte er nicht gleich der Schlange geglaubt und sie festgehalten?

Sein Vater Yussuf kam zu ihm, und sie diskutierten darüber, was wohl geschehen war und was sie tun könnten, um Subeida zu finden. Der kluge Kaufmann dachte nach, und er riet seinem Sohn:

»Lass uns zum Kalifen gehen. Er wird bestimmt Rat wissen.«

So taten sie es. Am nächsten Morgen baten sie darum, beim Kalifen vorzusprechen zu dürfen, und sie wurden zu ihm vorgelassen. Sie warfen sich ihm zu Füßen, als Zeichen der Ehrerbietung, und klagten ihm ihr Leid.

Der Kalif hörte aufmerksam zu und empfand großes Mitleid mit Hamid und der armen Subeida. Deshalb ließ er seine Weisen und Astrologen rufen und befahl ihnen, den Fall zu beraten.

Ganze drei Tage brauchten sie, um zu diskutieren, in ihren Büchern nachzuschlagen und die Sterne zu befragen. Dann traten sie wieder vor den Kalifen und berichteten, zu welchem Ergebnis sie gekommen waren.

»Edler Herrscher aller Rechtgläubigen, Allahs Segen möge dich begleiten. Wir sind zu dem Schluss gekommen, dass es sich bei dem Schlangenbeschwörer um einen Marid handelt, einen bösen Geist. Er hat die schöne Subeida in die Weiten des Atlasgebirges entführt. Dort hat er ihr einen Palast gebaut und hält sie gefangen.«

Dies gab der Kalif an den jungen Kaufmann Hamid weiter. Daraufhin zögerte Hamid nicht lange. Er sattelte sein Pferd, belud einen Packesel für die Reise und machte sich auf den Weg, Subeida zu suchen und zu befreien.

Nachdem er viele Tage geritten war, kam er an eine Höhle. Es war schon dunkel geworden und er war von seinem langen Tagesritt erschöpft. Deshalb richtete er sich in der Höle für die Nacht ein.

Als er jedoch gerade einschlafen wollte, tauchte ein düsterer Mann hinter ihm auf. Er war kostbar gekleidet in golddurchwirkte und mit Diamanten besetzte Stoffe. Er trug edlen Schmuck, der Hamid selbst im Mondlicht blendete. Aber sein Gesicht war finster wie die Nacht. Buschige schwarze Augenbrauen zogen sich tief in die Stirn, und darunter sahen zornige dunkle Augen hervor und seine dicken Lippen waren von Wut verzerrt.

»Was fällt dir ein, Elender, dich vor meinen Palast auf die Lauer zu legen. Ich weiß, was du willst, doch ich habe dich entdeckt und nun bist du des Todes.«, drohte er.

Hamid sprang erschrocken auf und sah sich um, doch er konnte keinen Palast erkennen.

»Es tut mir leid, Euer Missfallen erregt zu haben. Glaubt mir, dass ich nichts Böses im Sinn führe, noch war mir bewusst, dass ich mich vor Eurem Palast niedergelassen habe, denn, verzeiht mir, ich kann Euren Palast nicht sehen.«

»Niemand kann und darf meinen Palast sehen, denn niemand soll den Weg zu meinen Schätzen finden.«

»Ich schwöre Euch, edler Herr, nichts lag mir ferner, als mich Euren Schätzen zu nähern. Ich war nur müde von einer langen Tagesreise und ich habe mir einen Platz zum Schlafen gesucht. Hätte ich gewusst, dass ihr hier Euren Palast verbergt, wäre ich weiter gezogen, um Euch nicht zu stören.«

Das schien den Mann milder zu stimmen.

»Nun gut,« antwortete er, »ich will Nachsicht mit dir üben. Komm herein und ich will dir einen Platz zum schlafen anbieten.«

Hamid war misstrauisch, aber er wagte auch nicht, die Einladung auszuslagern. Also folgte er ihm in die Höhle, und mit einem Mal schienen sie die steinerne Wand durchschritten zu haben, und sie standen in einem

wunderschönem Garten mit Früchten aus Edelsteinen an den Bäumen und einem Springbrunnen in der Mitte mit einem entzückenden Wasserspiel. Am Ende des Gartens stand ein Palast mit vielen Türmen und Mauern. Das Innere des Palastes übertraf alles, was sich Hamid je hätte vorstellen können. Die Böden waren aus weißem Marmor und die Wände zierten kunstvolle Mosaike aus buntem Marmor und Rubinen, Saphiren und Smaragden. Die Deckenkuppeln waren mit Gold verziert und schöner als der Nachthimmel. Ein Saal übertraf den anderen an Reichtum und Kunsthandwerk. Doch nirgendwo schien es andere Menschen zu geben.

Der Herr des Palastes genoss das Staunen seines Gastes und ließ ihn großzügig auf einem Sofa Platz nehmen. Daraufhin deckte sich der Tisch wie von Geisterhand mit den feinsten Köstlichkeiten.

»Greif zu!«, forderte der Palastherr Hamid auf, »Du musst ganz verhungert sein.«

Beim Anblick der duftenden Speisen konnte Hamid kaum widerstehen. Aber trotzdem aß er nur zaghaft, denn er traute seinem Gastgeber nicht. Nachdem sie gegessen hatten, wurde Hamid in die Schatzkammer des Palastes geführt.

»Nun hast du schon den Weg zu meinen Schätzen gefunden,« sprach der Herr des Palastes, »dann sollst du sie auch sehen.«

Die Räume der Schatzkammer schienen beinahe genauso groß wie der Palast selbst, und sie waren angefüllt mit Kunstwerken aus Silber, Gold und Edelsteinen, dass das Auge kaum noch ein Einzelnes von ihnen ausmachen konnten. Der Palastherr lachte vor Freude. Seine Schatzkammern waren sein ganzer Stolz, und er wies Hamid auf diese oder andere Kostbarkeiten hin.

Am Ende kamen sie in einen Raum, in dem ein schwarzes Pferd aus Ebenholz stand.

»Dies, mein junger Freund, ist das magische Pferd des alten Perserkönigs Sabur. Damit kann man fliegen, wohin man will.«

Dann griff er zu einem kleinen Zelt, das gerade auf seine Hand passte.

»Das ist das Zelt der Fee Pari Banu. Du denkst sicherlich, was ist daran Besonderes. Aber es kann so groß werden, wie du es brauchst. Selbst ein ganzes Kriegsheer könnte darin untergebracht werden.«

Hamid sah dies mit staunenden Augen. Von all diesen Wunderdingen hatte er schon von den Geschichtenerzählern auf dem Djemaa el-Fna gehört und hier waren sie alle verborgen und zum Greifen nah.

»Und nun rate, was das hier ist!«, forderte ihn der Schatzmeister auf und zeigte Hamid eine Öllampe. »Ja, du denkst richtig. Es ist die Wunderlampe des Aladin.« und er lachte so laut, dass die Luft bebte.

»Doch nun, wo du meine Schätze gesehen hast, kann ich dich nicht mehr gehen lassen. Ich werde dich töten müssen. Denn sonst wirst du der Welt davon erzählen.«

»Ich bitte Euch, lasst mich leben.«, flehte ihn Hamid an, »Ihr selbst habt mich hierher geführt. Hättet Ihr das nicht getan, hätte ich geglaubt, ich schliefe nur in einer Höhle und wäre ahnungslos am nächsten Morgen weitergezogen. Habt Ihr denn gar kein Erbarmen mit mir?«

Aber der Palastherr lachte nur.

»Du warst schon des Todes, als du dich vor meinem Palast niedergelegt hattest. Allein meiner Großzügigkeit hast du es zu verdanken, dass ich dir vorher gezeigt habe, wofür du stirbst. Aber noch gebe ich Dir eine Frist. Ich habe so selten Gelegenheit, Schach zu spielen. Der Einsatz ist dein Leben.«

Hamid bedachte sich und schöpfte Hoffnung.

»Und was ist Euer Einsatz?«, fragte er.

Doch der Herausforderer lachte nur.

»Es hat noch nie einer gewonnen.«

Er schnipste mit den Fingern und sie saßen wieder, an dem Tisch, an dem sie gegessen hatten. Darauf stand ein kunstvoll geschnitztes Schachbrett mit schwarzen Feldern aus Ebenholz und weißen aus Elfenbein. Ebenso waren die schwarzen und weißen Schachfiguren geschaffen.

»Nun spiel, oder gibst du gleich auf?«, spottete der Herr des Palastes. Also begann Hamid vorsichtig und überlegt zu spielen. Am Anfang schien das Spiel gegen ihn zu stehen. Er mühte sich die Ruhe zu bewahren und sich auf seine nächsten Züge zu konzentrieren. Bald konnte er das Spiel wenden und mit jedem Vorstoß, den Hamid machte, wurde sein Gegner unruhiger und ungehaltener. Manchmal schien es, als wolle er das Spiel abbrechen, aber er konnte es nicht. Hamid drängte die gegnerische Königsfigur immer mehr in die Enge und setzte sie am Ende Schachmatt. Der Herr des Bergpalastes wurde vor Schreck ganz blass und schließlich sogar durchsichtig. Schreiend löste er sich in Luft auf.

»Ah! Du hast mich besiegt. Wie konnte das geschehen? Jetzt muss ich vergehen und werde meinen Schatz nie wieder sehen.« und damit war er verschwunden.

Nun war Hamid klar, dass er es mit einem bösen Marid zu tun gehabt hatte und dass das Schachspiel offensichtlich der Schlüssel gewesen war, der seine Macht brechen konnte.

Hamid war erleichtert, und er überlegte, was nun zu tun sei. Er entschloss sich, zunächst eine geeignete Schlafstätte zu finden und am nächsten Morgen den Ausgang zu suchen.

Als er wieder ausgeruht erwachte, dachte er sich, dass er einiges aus der Schatzkammer gebrauchen könnte, um seine Braut Subeida zu retten, und es keimte in ihm ein schlauer Plan heran, wie er den Marid, der Subeida gefangen hielt, überlisten könnte.

Also ging er wieder hinab in die Schatzkammer. Dort nahm er das Zelt der Fee Pari Banu und die Wunderlampe des Aladin und setzte sich auf das fliegende Pferd des Perserkönigs Sabur. Dann rieb er die Wunderlampe, und ein Dschinn erschien vor ihm und sprach:

»Was willst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen.«

»Bitte bring mich wieder hinaus vor die Höhle, wo mein Pferd und mein Esel warten.« und ehe Hamid sich versehen hatte, stand er dort, wo er gewünscht hatte.

»Ich danke dir, Dschinn. Bitte versorge meine Tiere und bringe sie nach

Hause. Ich werde ohne sie weiterreisen.« So gesagt, getan. Das Pferd und der Esel verschwanden augenblicklich.

Nun versuchte Hamid herauszufinden, wie das Pferd aus Ebenholz funktionierte. Er meinte sich zu erinnern, dass die Geschichtenerzähler von einem Wirbel auf der rechten Seite zum Aufsteigen gesprochen hatten und auf der linken Seite zum Hinabsteigen. Hamid fand den rechten Wirbel und drehte daran und siehe da, das Pferd setzte sich in Bewegung und stieg zum Himmel auf.

Er flog über das Atlasgebirge, bis er einen einsamen Palast entdeckte. Das musste der Palast sein, von dem die Berater des Kalifen gesprochen hatten. Also drehte er am linken Wirbel des Pferdes und landete in einiger Entfernung. Dort stellte er das Zelt der Fee Pari Banu auf den Boden, und es breitete sich über mehrere Meter aus. Dann rieb er erneut an der Wunderlampe und wieder erschien der Dschinn mit den Worten:

»Was willst du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen.«

»Ich möchte, dass du dieses Zelt mit Speisen und allem Wohlstand füllst, sowie mit Dienerinnen und Musikanten. Außerdem sollst du mich kleiden wie einen Prinzen.« Gesagt, getan. Im Nu füllte sich das Zelt und war der Ausstattung und Reisegesellschaft eines Sultans würdig. Auch Hamids Kleidung ließ ihn königlich erscheinen. Die Musikanten begannen zu spielen, und ihre Musik drang hinaus aus dem Zelt bis in den Palast des Marids.

Der Marid, der Subeida entführt hatte, hatte ihr zunächst jede Nacht ihre menschliche Gestalt zurückgegeben. Sich selbst hatte er in einen stattlichen und schönen Mann verwandelt, um Subeida für sich zu gewinnen. Jede Nacht betrat er die Gemächer der Gefangenen und wollte sie sich gefügig machen. Aber Subeida weinte und klagte stets vor Sehnsucht nach Hamid. So verlor der Marid bald die Geduld. Sie sollte solange Tag und Nacht eine Schlange bleiben, bis sie ihn endlich erhören würde. Doch Subeidas Sinn wandelte sich nicht, und sie verging vor Trauer über ihr Unglück. Das ließ den Marid in Verzweiflung fallen.

Da war es eine willkommene Abwechslung, als er vor seinem Palast Musik





vernahm und ein großes Zelt entdeckte. Neugierig verließ er seinen Palast und lugte in das fremde Zelt hinein. Dort sah er wunderschöne Frauen, die einem jungen Prinzen den Mund mit Trauben füllten. Der Prinz entdeckte ihn und lud ihn freundlich ein, hereinzukommen. Dazu ließ sich der Marid nicht zweimal bitten und trat ein. Sogleich kümmerten sich die schönen Dienerinnen auch um ihn. Sie legten ihn auf eine Liege und verwöhnten ihn mit köstlichen Speisen. Dazu spielten die Musikanten eine betörende Musik. Der Marid war davon so berauscht, dass er nicht merkte, wie der Prinz, der in Wirklichkeit Hamid war, das Zelt verließ. Als Hamid draußen war, rieb er wieder an der Wunderlampe und befahl dem Dschinn, all die Herrlichkeiten im Zelt verschwinden zu

lassen. Mit Schrecken spürte der Marid, wie er auf den nackten Boden fiel und das leere Zelt sich in Windeseile um ihn zusammenzog und immer kleiner wurde bis es auf Faustgröße zusammengeschrumpft war. Hamid hielt das Zelt der Fee Pari Banu auf seiner Handfläche, und der böse Marid war darin gefangen.

Er steckte das Zelt in seine Satteltasche und lief so schnell er konnte in den Palast, um seine geliebte Braut zu befreien. Doch mit welchem Entsetzen musste er feststellen, dass seine Subeida nach wie vor eine Schlange war. Er hob sie zärtlich auf und sie schlängelte sich um seine Schultern. Voller Trauer vergossen beide viele Tränen.

Hamid bestieg mit seiner Braut Subeida tief betrübt das magische Pferd und sie kehrten nach Hause zurück.

Ihre Eltern waren übergücklich, ihre Kinder wieder bei sich zu haben

und gleichzeitig über die Maßen traurig, sie in diesem Zustand zu sehen.  
»Lasst uns wieder zu dem Kalifen gehen und um Rat fragen.«, schlug der schlaue Yussuf vor, und so taten sie es.

Der Kalif hörte die Geschichte von Hamid und Subeida mit großem Mitgefühl und ließ erneut seine Weisen und Astrologen rufen, um ihren Fall zu beraten.

Sie diskutierten drei Tage, forschten in ihren Büchern und befragten die Sterne. Dann traten sie wieder vor den Kalifen und berichteten, zu welchem Ergebnis sie gekommen waren.

»Edler Herrscher aller Rechtgläubigen, Allahs Segen möge dich begleiten. Wir sind zu dem Schluss gekommen, dass nur die wahre Liebe die schöne Subeida erlösen kann. Wenn Hamid aufrichtige Liebe für sie empfindet, so muss er sie heiraten, obwohl sie eine Schlange ist.«

Diese frohe Nachricht gab der Kalif weiter an den jungen Kaufmann Hamid, und dieser musste nicht lange überlegen.

Der Kalif war so gerührt von dem Schicksal des unglücklichen Liebespaares, dass er es sich nicht nehmen ließ, die Hochzeit der beiden selbst auszustatten. So wurde die Vermählung von Hamid und Subeida mit allen Ehren gefeiert, wie es für ein Prinzenpaar nicht prachtvoller hätte sein können. Die Menschen wunderten sich, warum der Kalif die Hochzeit eines Menschen mit einer Schlange feiern ließ, aber sie wagten nicht, an dem Urteil des Herrschers aller Rechtgläubigen zu zweifeln.

Als der Mond schließlich die Sonne ablöste, verwandelte sich die Braut zur Überraschung aller Hochzeitsgäste in eine wunderschöne junge Frau. Überwältigt vor Freude fielen sich Hamid und Subeida in die Arme, und sie weinten vor Glück. Großer Jubel brach in der Hochzeitsgesellschaft aus. Sie ließen das junge Paar hochleben, und es wurde gefeiert bis in die Morgenstunden.

Als Subeida ihre Gestalt auch behielt, nachdem die Sonne wieder am Horizont erschienen war, fiel endgültig alle Last von dem Brautpaar ab. Hamid und Subeida waren fortan so glücklich, dass sie keine Wunderdinge mehr brauchten. Deshalb befahl Hamid dem Dschinn aus der Wunder-

lampe, er solle den Marid in eine fest versiegelte Flasche sperren und ins Meer werfen. Die Schätze aus dem Bergpalast jedoch solle er in die Schatzkammer zurückbringen und er selbst könne gehen, wohin er wolle. Aus Dankbarkeit für seine Hilfe ließen Hamid und Subeida ihn frei.